

JOHN MADDOX ROBERTS

Tödliche Saturnalien

Buch

Man schreibt das Jahr 59 v. Chr. Als sein Verwandter Metellus Celer unerwartet stirbt, muß Decius Caecilius Metellus Alexandria verlassen, um Celer in Rom alle Ehren zukommen zu lassen, wie es einem hochstehenden Römer gebührt. Kaum trifft Decius Mitte Dezember in Rom ein, wo die Vorbereitungen für das jährliche Fest der Saturnalien in vollem Gange sind, da muß er erfahren, daß die ganze Stadt glaubt, Celer sei von seiner Frau Clodia vergiftet worden. Und schon bald führen seine Nachforschungen Decius in die undurchsichtige Welt der Hexen und Wahrsagerinnen, die ein lukratives Geschäft als Giftmischerinnen und Engelmacherinnen betreiben ...

Autor

John Maddox Roberts, 1947 in Ohio geboren, machte sich zunächst als Autor zahlreicher Science-Fiction-Romane einen Namen. Sein erster historischer Kriminalroman »SPQR« wurde 1991 für den Edgar-Allan-Poe-Award nominiert und war der Beginn einer Serie ausgesprochen erfolgreicher Romane mit dem Helden Decius Caecilius Metellus.

Außerdem von John Maddox Roberts bei Goldmann lieferbar

Der Frevel des Clodius. Ein Krimi aus dem alten Rom (41450) • Tod eines Centurio. Ein Krimi aus dem alten Rom (42760) • Der Fluch des Volkstribun. Ein Krimi aus dem alten Rom (43190) • Die Rache der Flußgötter. Ein Krimi aus dem alten Rom (43636) • Die Schiffe der Kleopatra. Ein Krimi aus dem alten Rom (44118) • Im Namen Caesars. Ein Krimi aus dem alten Rom (44517) • Mord am Vesuv. Ein Krimi aus dem alten Rom (44773)

JOHN MADDOX
ROBERTS
**TÖDLICHE
SATURNALIEN**

Ein Krimi aus dem alten Rom
SPQR

Aus dem Amerikanischen
von Kristian Lutze

PORTOBELLO

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Saturnalia«
bei Avon Books, New York

Umweltbinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Portobello Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Einmalige Sonderausgabe Juni 2004

Copyright © der Originalausgabe 1994 by John Maddox Roberts

Published by Arrangement with John Maddox Roberts

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1994

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: CORBIS/Burstein Collection

Druck: GGP Media, Pößneck

Verlagsnummer: 55379

An · Herstellung: Lisa Weber

Made in Germany

ISBN 3-442-55379-2

www.portobello-verlag.de

I. KAPITEL

Es war ein ungemütlicher Dezembertag, als ich meinen Fuß nach langer Zeit erstmals wieder auf italischen Boden setzte. Der Wind blies mir den kalten Regen ins Gesicht, als der kleine Marinekutter die Ruder einzog und am Dock von Tarentum festmachte. Es war eine üble Jahreszeit, um auf See unterwegs zu sein, die Schifffahrtssaison lag bereits Monate zurück. Aber wenn man mich fragt, gibt es ohnehin keine gute Jahreszeit für Schiffsreisen. Wir hatten Rhodos bei ähnlich miesem Wetter verlassen, uns mühselig von Insel zu Insel und dann weiter an der zerklüfteten Küste vorgearbeitet. Wir hatten die Meerenge zwischen Griechenland und Italien passiert und die Südostspitze Italiens umschifft, bis wir die ruhigen Gewässer des tarentischen Golfs erreicht hatten.

Ich kletterte den Landungssteg hinauf und betrat das Land mit dem vertrauten Gefühl nachhaltiger Erleichterung. Ich sank zwar nicht direkt auf die Knie und küßte den Boden, aber es war nur mein Sinn für Anstand, der mich davon abhielt. Sofort begann mein Magen sich zu stabilisieren. Nur der Regen wollte nicht aufhören.

»Land!« rief Hermes mit tiefer, von Herzen empfundener Dankbarkeit, die Bündel mit unseren Sachen unter beide Arme geklemmt. Er haßte das Meer noch mehr als ich.

»Genieß es, solange du kannst«, riet ich ihm. »Denn schon bald wirst du deinen revoltierenden Magen gegen einen wundgescheuerten Hintern eintauschen.«

»Du meinst, wir müssen *reiten*?« Pferde haßte er fast so sehr wie das Meer.

»Hast du geglaubt, wir würden nach Rom laufen?«

»Ich denke, das würde ich aushalten. Wie weit ist es denn?«

»Fast dreihundert Meilen, glücklicherweise die ganze Zeit über erstklassige Straßen. Wir folgen der Via Appia zunächst bis Capua und bleiben dann entweder auf der Via Appia bis Rom oder nehmen die Via Latina, je nachdem wie die Straßenverhältnisse sind. Vielleicht ist die Via Latina um diese Jahreszeit etwas trockener.«

»So weit?« fragte Hermes. Als Sklave in meinen Diensten war er schon weiter gereist als die meisten Jungen seines Alters, dessen ungeachtet waren seine geographischen Kenntnisse noch immer recht vage. »Aber wir sind doch in Italien!«

»Es gibt mehr von Italien, als du dir träumen läßt. Jetzt geh und hol unser restliches Gepäck.« Grummelnd kehrte er aufs Schiff zurück, um meine Seekiste und die anderen Sachen zu holen. Derweil betrat ein offiziell aussehender Mann in Begleitung eines Sekretärs den Pier.

»Quintus Silanus«, stellte er sich vor, »Hafenmeister. Und du bist...?«

»Decius Caecilius Metellus der Jüngere«, erklärte ich ihm.

»Der Sohn des Censors, wie? Man hat uns informiert, daß du entweder hier oder in Brundisium ankommen würdest. Willkommen daheim in Italien, Senator. Wir haben Vorkehrungen getroffen, damit du so schnell wie möglich nach Rom kommst.«

Ich war beeindruckt. Ich hatte mich vorher nie für so wichtig gehalten. »Tatsächlich? Was für Vorkehrungen?«

»Laß uns ins Trockene gehen«, schlug Silanus vor. Ich folgte ihm zu einem Gebäude unweit des Marinedocks, wo wir uns unter dem Porticus den Regen aus unserer Kleidung schüttelten, bevor wir das Büro betraten.

»Hier, nimm einen Schluck, das beruhigt den Magen«, sagte Silanus. Ein Sklave goß mir einen Becher Weißwein ein.

Es war ein durchaus trinkbarer, nicht zu verwässerter Brut-
tier.

»Im städtischen Stall nahe der Porta Appia stehen Pferde für dich bereit, und irgendwo muß ich auch Proviand-Anweisungen für dich haben, damit du sie auf dem Weg nach Rom füttern und in öffentlichen Ställen unterstellen kannst. Im Bedarfsfall kannst du auch frische Pferde bekommen.« Er kramte etwa eine Minute lang in diversen Fächern, bis ihn sein Sekretär elegant zur Seite schob, zielstrebig in eines der Fächer griff und einen Lederbeutel voller kleiner Schriftrollen hervorzog.

»Wer hat das alles veranlaßt?« fragte ich.

»Der Censor«, sagt Silanus. »Hast du das nicht erwartet?«

»Eigentlich nicht«, gab ich zu. »Sein Ruf erreichte mich auf Rhodos, und ich habe das erstbeste Schiff nach Italien genommen. Ich war allerdings davon ausgegangen, daß ich mich selbst um die Weiterreise nach Rom kümmern müßte. Für gewöhnlich stürzt mein Vater zur Begrüßung nicht mit ausgebreiteten Armen und wehender Toga aus dem Tor, wenn ich nach Hause komme, wenn du verstehst, was ich meine.«

»So sind Väter nun mal«, sagte Silanus und goß sich selbst einen Becher Wein ein. »Man kann nicht erwarten, daß sie sich wie eine alte sabinische Krankenschwester benehmen.«

»Wohl nicht. Und wie läuft es zur Zeit so in der Gegend?«

»Ungewöhnlich ruhig. Du kannst deine Waffen zur Abwechslung einmal eingepackt lassen.«

»Und wie ist es in der Stadt?« fragte ich.

»Dazu kann ich nicht viel sagen. Aber ich habe gehört, es soll in letzter Zeit recht rauh zugehen.«

»Clodius?« Es war das Jahr, in dem Clodius für das Tribonat kandidierte, das damals in vielerlei Hinsicht das mächtigste politische Amt in Rom war. Und wenn Clodius gewählt werden sollte, wäre er ein Jahr lang sowohl ungeheuer mäch-

tig als auch sakrosankt, unberührbar durch das Gesetz oder seine Mitbürger. Allein der Gedanke verursachte mir Bauchgrimmen. Allgemein ging man davon aus, daß er die Wahl sicher gewinnen würde. Die Claudier waren an sich Patrizier und damit von diesem Amt ausgeschlossen; doch Clodius hatte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um zur Plebs übertreten zu dürfen. Schließlich war ihm das dank des Einflusses von Caesar und Pompeius auch gelungen. Er hatte sein Ziel erreicht, indem er sich von einem obskuren plebejischen Verwandten namens Fronteius adoptieren ließ. Jeder, der sich diesem Übertritt widersetzt hatte, durfte für das kommende Jahr allerlei Unannehmlichkeiten erwarten.

»Er ist Caesars Bluthund«, sagte Silanus, »aber man sagt, daß der Konsul ihn an der langen Leine läßt.« Wie alle anderen sprach auch Silanus von Caesar, als sei er alleiniger Konsul. Sein Amtskollege Bibulus war eine derart unbedeutende Figur, daß die Römer dieses Jahr seither stets als das des »Konsulats von Julius und Caesar« bezeichnet haben. Ich steckte die Vollmachten ein, sammelte meinen Sklaven und mein Gepäck ein und trottete im Regen durch die Porta Appia.

An sich war vereinbart, daß ich erst nach Rom zurückkehren sollte, wenn Clodius seine Amtszeit beendet und Rom verlassen hatte. Andererseits war aber nicht vorgesehen, daß Metellus Celer starb. Die Anordnung meines Vaters war, gelinde gesagt, kategorisch gewesen.

Unser Verwandter Quintus Caecilius Metellus Celer ist tot, vermutlich vergiftet. Anläßlich seiner Beerdigung tritt der Familienrat zusammen. Du hast unverzüglich nach Rom zurückzukehren.

Mir kam das ein wenig übertrieben vor. Celer war zugegebenermaßen einer der bedeutendsten Caecilier seiner Zeit, aber normalerweise hätten lediglich die engste Familie und

alle Mitglieder der Gens, die sich zur Zeit zufällig in Rom aufhielten, an seiner Beerdigung teilgenommen und sich um die weiteren Rituale gekümmert, die das Hinscheiden eines so berühmten Mannes begleiteten. Daß Caecilier von so entlegenen Orten wie Rhodos heimbeordert wurden, deutete vielmehr darauf hin, daß eine politische Krise bevorstand.

Wir Meteller sind stets politische Menschen gewesen, aber ich war das einzige Familienmitglied, dessen Anwesenheit in Rom als politisch wenig ratsam galt. Mein Talent, mir Feinde zu machen, war schon bemerkenswert für einen Mann ohne jeden politischen Ehrgeiz. Vor allem Menschen, die etwas zu verbergen hatten, wurden in meiner Gegenwart unruhig.

Am Stadttor wählten Hermes und ich unsere Pferde und packten unsere spärlichen Habseligkeiten auf einen dritten Gaul. Als wir losritten, hüpfte Hermes in seinem Sattel so auf und ab, daß schon das Zuschauen schmerzte, aber ich konnte nur herzhaft darüber lachen. Ich selbst war ein passabler Reiter. Als kleiner Junge bin ich auf sanftmütigen Gäulen über unsere ländlichen Anwesen geritten, und als ich die Toga eines Mannes anlegen durfte, schickte mich mein Vater zum Unterricht bei den Männern, die im Circus neben den Wagen her galoppieren und die Vierspanner vorwärtstreiben. Diese Übung kam mir bei meinem militärischen Einsatz in Spanien gut zustatten, denn ein Großteil der Jagd auf die Freiheitskämpfer, die sich in die Berge zurückgezogen hatten, wurde zu Pferde erledigt. Trotzdem waren Pferde nie eine Leidenschaft von mir, und ich habe es Zeit meines Lebens vorgezogen, den Profis von einem bequemen Tribünenplatz aus zuzusehen. Aber es war besser als zu Fuß oder per Schiff zu reisen. Alles war besser als Schiffsreisen.

Die Via Appia war wie alle unsere Straßen in tadellosem Zustand. Sie war die älteste unserer Hauptstraßen, das Stück zwischen Capua und Rom war vor fast dreihundert Jahren

von Appius Claudius begonnen worden, und der Rest war fast ebenso alt, so daß die entlang der Straße gepflanzten Pappeln und Zedern inzwischen zu ihrer vollen stattlichen Größe herangewachsen waren. Die Grabstätten auf beiden Seiten der Straße waren überwiegend von angenehm schlichtem Dekor, Abglanz des Stilempfindens einer vergangenen Ära. Alle tausend Schritte waren Meilensteine aufgestellt, auf denen die Entfernung zu den umliegenden Städten angegeben war. So wußte jeder römische Bürger, egal wo im Imperium er sich aufhalten mochte, stets ganz genau, wie weit er vom Zentrum des römischen Gemeinwesens entfernt war. Vielleicht hat man das deshalb getan, weil wir, unterwegs unter Barbaren, oft nicht glauben können, daß Rom überhaupt existiert.

Es gibt keinen prächtigeren und zeitloseren Ausdruck der Macht und des Genius Roms als unsere Straßen. Die Leute bestaunen Pyramiden, deren einziger Zweck es ist, die Leichen längst verstorbener Pharaonen aufzubewahren. Die römischen Straßen hingegen kann alle Welt *benutzen*. Barbaren machen sich nur selten die Mühe, ihre Straßen zu pflastern, und wenn sie es doch tun, begnügen sie sich mit einer dünnen Schicht von Steinplatten, möglicherweise bedeckt mit einer weiteren dünnen Schicht Kies. Eine römische Straße ist dagegen eher wie eine vergrabene Mauer, manchmal sind die wechselnden Schichten von Geröll, Pflastersteinen und Kies bis zu fünfzehn Fuß tief.

Die Mitte jeder römischen Straße liegt leicht erhöht, damit das Wasser ablaufen kann. Diese Straßen durchziehen die Welt so schnurgerade wie gespannte Saiten, überqueren Täler und Flüsse auf Brücken von erstaunlicher, architektonischer Kühnheit und untertunneln Berge und Hügel, die zu massiv waren, um sie beiseite zu räumen. Welches andere Volk hat je solche Straßen gebaut? Sie sind der Ausdruck jener Einzigartigkeit, die Rom ausmacht.

Zugegeben, den Straßenbau haben wir von den Etruskern gelernt, aber wir bauen bessere Straßen, als sie je gebaut haben. Vor allem haben wir sie an Orten gebaut, von denen die Etrusker nicht einmal zu träumen wagten.

In solch angenehmen Gedanken versunken, ritt ich mit Hermes auf Venusia zu. Ich hatte sehr lange in der Fremde gelebt und sehnte mich danach, wieder in der großen Stadt zu sein, selbst wenn Clodius dort war.

Drei Tagesritte brachten uns nach Capua, eine wunderschöne Stadt, die prächtigste Kampaniens, umgeben von den fruchtbarsten Äckern ganz Italiens. Beim Näherkommen hörten wir das Gehämmer aus Capuas berühmten Bronzewerkstätten. Überall in der Stadt gab es Gießereien und Schmieden, und der Lärm hörte nie auf. Alle Bronzearbeiten von Lampen bis zu Paraderüstungen wurden in Capua hergestellt.

Außerdem hörte man Waffengeklirr – nicht weil Krieg herrschte, sondern weil trainiert wurde. Außerhalb der Stadtmauern befanden sich etliche Gladiatoren-Schulen; Kampanien war schon immer eine sportbegeisterte Provinz. Alle Römer mochten Gladiatoren, aber in Kampanien waren sie ein veritabler Kult. Als wir an einer der Schulen vorbeikamen, ich glaube, es war die des Ampliatus, kam mir eine Idee.

»Erinnere mich daran, dich in der Statilischen Schule anzumelden, wenn wir in Rom sind.«

»Du willst mich doch nicht etwa verkaufen?« fragte Hermes entsetzt.

»Natürlich nicht, du Idiot, obwohl die Idee auch ganz reizvoll ist. Aber wenn du mir von irgendeinem Nutzen sein willst, solltest du lernen, dich zu verteidigen. Inzwischen bist du alt genug für eine entsprechende Ausbildung.« Hermes war damals etwa achtzehn, ein attraktiver junger Mann und versiert in allerlei Gaunereien. Sklaven eine Kampfausbildung

absolvieren zu lassen, war im übrigen völlig legal, kein Gesetz verbot ihnen, Waffen zu tragen, solange sie sich in Begleitung ihres Herrn außerhalb der Stadt aufhielten.

»In der Gladiatoren-Schule, was?« Ich sah, daß ihm der Gedanke gefiel. Er hatte keine Ahnung, wie hart die Ausbildung sein würde. Wie die meisten Jungen glaubte er, das Leben eines Gladiators wäre aufregend und glamourös, ohne zu bedenken, daß die wenigen großartigen Momente, die ein Gladiator mit Helmbusch und vergoldeter Rüstung in der Arena zubrachte, das Ergebnis jahrelangen, härtesten Trainings unter den strengen Augen brutaler Aufseher war, die mit Peitsche und Brandeisen für Disziplin sorgten. Ich hatte natürlich nicht die Absicht, ihn für die Arena ausbilden zu lassen, aber er mußte lernen, sich in den Straßenkämpfen und nächtlichen Hinterhalten zu behaupten, die im politischen Leben Roms mittlerweile alltäglich waren.

Für das letzte Stück zwischen Capua und Rom erwies sich die Via Latina als die klügere Wahl. Unterwegs übernachteten wir in Gasthäusern oder Villen von Freunden und Verwandten. Nach etlichen Pferdewechseln, wundgeritten und verdreht, sahen wir am neunten Tag unserer Reise endlich die Stadtmauern Roms vor uns.

2. KAPITEL

Mein Vater blickte von den Schriftrollen auf dem Tisch vor ihm auf. »Warum hast du so lange gebraucht?« wollte er wissen. Es war seine typische Begrüßung.

»Das Wetter, das Meer, die Jahreszeit, ein paar scheuende Pferde, das Übliche. Es freut mich zu sehen, daß es dir gut geht, Vater.« Für sein Alter hielt er sich tatsächlich prächtig.

Die Narbe, die seine Nase und sein Gesicht beinahe in zwei Hälften geteilt hätte, wirkte etwas tiefer, und er hatte mehr Falten und weniger Haare, aber ansonsten wirkte er so lebhaft und energiegeladen wie immer. Mit dem Amt des Censors hatte er den Gipfel einer politischen Laufbahn in Rom erreicht, aber noch ruhte er sich nicht auf seinen Lorbeeren aus. Er kümmerte sich mehr denn je um die Karriere anderer Familienmitglieder.

»Red nicht. Wie alle Söhne hechelst du nur deinem Erbe hinterher. Setz dich.«

Ich nahm Platz. Wir saßen windgeschützt im Hof von Vaters Stadthaus, so daß es in der spätvormittäglichen Sonne fast warm war. »Warum werde ich hier gebraucht? Für Celers Beerdigung komme ich doch viel zu spät.«

Er wischte die Frage beiseite. »Creticus hat mir von deinen Torheiten in Alexandria berichtet. Du hättest leicht ums Leben kommen können in Angelegenheiten, die für Rom völlig belanglos waren.«

»Es hat sich herausgestellt, daß sie von größter Wichtigkeit für Rom waren!« wandte ich ein.

»Aber das war nicht der Grund für deine Verwicklung!« rief er und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß Federn und Tintenfaß tanzten. »Es war deine widerwärtige Vorliebe fürs Herumschnüffeln und zweifelsohne auch deine Schwäche für die Gesellschaft leichter Mädchen.«

»Nicht Mädchen«, murmelte ich. »Musen.«

»Wie? Hör auf zu schwafeln. Hier in Rom ereignen sich wichtige Dinge, und dieses eine Mal kannst du mit dem Segen der Familie nach Herzenslust schnüffeln.«

Das klang vielversprechend. »Was ist mit Clodius?«

Er rutschte unruhig auf seinem Platz hin und her, etwas, was er nur höchst selten tat. »Wir haben die Sache mit Caesars Hilfe ein wenig hingebogen. Solange er sich in der Stadt auf-

hält, wird dich das kleine Ferkel wahrscheinlich in Ruhe lassen. Aber Ende des Jahres wird Caesar die Stadt verlassen, genau wie du. Hast du schon von Caesars prokonsularischem Kommando gehört?«

»In Ägypten hieß es noch, er und Bibulus würden mit der Instandhaltung der italienischen Trampelpfade und Jauchegruben beauftragt, aber auf Rhodos war zu hören, daß Vatinius dafür gesorgt hätte, daß Caesar Gallien und Illyricum erhält.«

»Das ist richtig. Jetzt hat ihm der Senat auch noch das transalpinische Gallien dazu gegeben, und sein Prokonsulat läuft fünf Jahre.«

Mir fiel der Unterkiefer runter. »Niemand hat je zuvor ein so großes Gebiet für eine solch lange Amtszeit bekommen!« sagte ich. »Jeder weiß, daß Gallien in Kürze hochgehen wird wie ein Vulkan. Und man hat alles *Caesar* zugesprochen?«

»So ist es. Die überwiegende Mehrheit des Senats hofft, daß er sich lächerlich macht oder umkommt. Jedenfalls wird er für fünf Jahre aus Rom weg sein.«

»Das ist albern«, sagte ich. »Caesar hat mehr Verstand als der gesamte restliche Senat zusammen. In fünf Jahren wird er sich eine größere Klientel aufbauen als Marius und mächtig genug sein, gegen Rom zu marschieren.«

»Meinst du, du wärst der einzige, der so denkt?« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das soll nicht deine Sorge sein. Jetzt, wo du zurück bist, werde ich eine Versammlung der Familienältesten einberufen. Sei heute abend kurz vor Sonnenuntergang wieder hier.« Mit diesen Worten wandte er sich wieder seinen Schriftrollen zu. Das war alles. Ich war entlassen.

Das Ganze klang reichlich rätselhaft, aber ich empfand eine tiefe Erleichterung. Mit dem Besuch bei meinem Vater hatte ich meine oberste Pflicht erfüllt. Jetzt konnte ich tun, was ich wollte. Natürlich ging ich zum Forum. Ein Römer, der so

lange wie ich vom Forum getrennt lebte, leidet an der Seele. Er welkt dahin. Egal, wie wichtig seine Arbeit ist, egal, wie reizvoll die Angebote seines Aufenthaltsortes sind, er weiß, daß er weit entfernt ist vom Mittelpunkt der Welt.

Aus dem dichten Gewirr von engen Straßen und Gassen auf das Forum zu treten, war, als käme man aus einer engen Schlucht auf eine weite Ebene. Die Perspektive öffnete sich, und ich sah endlich mehr als einen schmalen Streifen Himmel über mir. Die großen Basiliken, die Denkmäler, die Rostra, und die Curie, in der sich der Senat versammelte und die in jüngster Zeit auch nicht niedergebrannt worden war, vor allem aber die herrlichen Tempel, von wunderschönen, kleinen, runden Tempel der Vesta bis hinauf zur glorreichen Krone des Capitols, dem Sitz des Jupiter Optimus Maximus.

Doch mehr noch als die Architektur war es die Bevölkerung, die das Forum prägte. Wie üblich herrschte ein unglaubliches Gedränge. Bürger, Freigelassene und Sklaven, Frauen, Fremde und Kinder drängten, schlenderten oder tollten trotz des kühlen Dezemberwetters umher, ganz wie ihnen zumute war. Und die allgemeine Stimmung war spannungsgeladen. Wer wie ich sein Ohr am Herzen Romas hat, kann die Stimmung der Stadt spüren wie eine Mutter die ihres Kindes: furchtsam, traurig, überschwenglich, empört, wütend, all dies ist offensichtlich, wenn man die Zeichen zu deuten versteht.

Ich wußte, daß es mehr sein mußte, als die Vorfreude auf die Saturnalien, die in wenigen Tagen beginnen sollten. So sehr die Römer die Festlichkeiten der Saturnalien lieben, die Feiertage haben auch stets etwas Gedrücktes, weil es der Zeitpunkt ist, an dem wir unsere Schulden bezahlen müssen. Nein, diese Unruhe rührte von etwas anderem her, ein weiteres Geheimnis, das es zu lüften galt.

Ich tauchte in die Menge und begann alte Freunde zu be-

grüßen und Essenseinladungen anzunehmen. Trotz aller ehrfurchtsgebietenden Macht und Pracht ist Rom im Grunde ein zu groß gewordenes Bauerndorf, und ich konnte nirgendwohin blicken, ohne ein bekanntes Gesicht zu sehen. Mit Hermes im Schlepptau bewegte ich mich langsam über das Forum zum Capitol hinauf, wo ich ein Dankopfer für meine glückliche Rückkehr darbrachte.

Am frühen Nachmittag schickte ich Hermes zu meinem Haus, um meine Badesachen zu holen und entspannte mich in Dampf und heißem Wasser, während Freunde und Bekannte über Trabrennfahrer, Gladiatoren und skandalumwitterte Frauen klatschten. Niemand schien sich über Politik zu unterhalten, was mir seltsam vorkam. Es war nicht so, daß sie Angst hatten, was unter der Herrschaft eines verrückten Tyrannen oder brutalen Diktators wie im letzten Jahr von Marius' Regime oder während Sullas Proscriptionen vielleicht der Fall gewesen wäre. Sie machten vielmehr einen verwirrten Eindruck, und das letzte, was ein Römer zugibt, ist, daß er nicht weiß, was los ist.

Als nächstes stattete ich der ägyptischen Gesandtschaft einen Besuch ab. Lisas, der Botschafter, war schon seit Urzeiten in Rom und sammelte sämtlichen Klatsch dieser Welt, da er fast seine gesamte Zeit damit verbrachte, die römische Regierung und alle anderen Botschafter zu empfangen und zu bestechen. Der fette alte Lüstling zeigte sich gastfreundlich wie eh und je. Bestürzt bemerkte ich, daß sein Gesicht unter der dicken Schicht Schminke mit winzigen Wucherungen übersät war. Vielleicht brauchten wir bald einen neuen ägyptischen Botschafter, was mich traurig stimmen würde, denn der Mann war eine Informationsquelle von unschätzbarem Wert.

»Willkommen, Senator, willkommen«, empfing mich der alte Herr überschwenglich. Er klatschte in die Hände, und

Sklaven eilten herbei, mir die Hände und Füße zu waschen, obwohl ich doch eben erst gebadet hatte. Einer von ihnen nahm meine Toga, ein anderer drückte mir einen Becher in die Hand, während wieder andere uns aus Leibeskräften frische Luft zufächerten. Nicht, daß es heiß gewesen wäre, Fliegen gab es auch keine, aber die Sklaven sollten wohl in Übung bleiben. Wir betraten einen kleinen, runden Speisesaal, eine der vielen exzentrischen Besonderheiten der ägyptischen Botschaft, die, soweit ich das erkennen konnte, keinen bestimmten Architekturstil bevorzugte.

»Seine Majestät hat mir berichtet, daß du ihm im letzten Jahr einige Gefallen erwiesen hast, wofür er überaus dankbar ist.« Während er noch sprach, standen wie durch Zauberei bereits Köstlichkeiten auf dem Tisch. Es erstaunte mich immer wieder, daß, egal wann man Lisas besuchte, stets Essenszeit war. Die Römer halten es peinlich genau mit ihren Essenszeiten, nicht so Lisas. Selbst für unangemeldete Höflichkeitsbesuche hielt er nicht nur wie üblich Obst, Käse und Oliven bereit, sondern stets auch frischgebackenes, ofenwarmes Brot und geröstetes Geflügel mit knuspriger Haut.

Beim Essen sprachen wir über Belanglosigkeiten. Ich erkundigte mich nach der Gesundheit von Ptolemaios' jüngstem Sohn, der bei meinem Aufbruch aus Alexandria noch im Leib seiner Mutter gewachsen war, während Lisas mich nach meinem Aufenthalt auf Rhodos fragte, wohl in der Hoffnung, daß ich dort in irgendeiner geheimen Mission unterwegs gewesen war. Doch leider war es nur eines meiner vielen inoffiziellen Exile.

»Die momentane politische Situation in Rom gibt mir Rätsel auf«, gestand ich, als uns ein Sklave süßen Dessertwein einschenkte. »Ich bin zu lange weg gewesen, und meine Freunde konnten auch nichts zu meiner Erleuchtung beitragen.«

»Das überrascht mich nicht«, erwiderte Lisas. »Die Ereignisse der letzten Monate sind beispiellos in der Geschichte. Caesar hat ein höchst produktives Konsulat.«

»Die meisten Konsuln sitzen ihre Amtszeit doch nur ab, um im Anschluß eine reiche Provinz zur Verwaltung übertragen zu bekommen«, sagte ich.

»Stimmt. Nicht so Caesar. Er hat praktisch als erste Amtshandlung die Landvergabe an Pompeius' Veteranen durchgepaukt. Dann hat er ein Drittel der Pachtverträge auf Crassus' Freunde, die asiatischen Steuerpächter, überschrieben.«

Ich zuckte die Schultern. »Wahlkampfschulden. Die drei glücken so eng zusammen wie meine alten Tanten. Ohne die Hilfe der beiden, wäre Caesar nie Konsul geworden.«

»Durchaus möglich. Und es ist natürlich überaus hilfreich, daß er sich aufführt, als wäre er alleiniger Konsul.«

»Wie kam es denn dazu?« fragte ich. »Bibulus hat zugegebenermaßen so viel Rückgrat wie ein Tintenfisch, aber hat er nicht einmal versucht, die Entscheidungen seines Amtskollegen rückgängig zu machen?«

»Das hat er sehr wohl.« Lisas breitete die Hände aus, eine ägyptische Geste, die die Nutzlosigkeit allen Strebens andeutete. »Aber er wurde mit offener Gewaltandrohung vertrieben und suchte Zuflucht in seinem Haus, wo er, wie er verkündete, die Omen beobachten wollte.«

Da konnte ich nur laut lachen. »Das ist ja ein ganz neuer Trick!« Es gab ein uraltes Gesetz, daß alle öffentlichen Geschäfte zu ruhen hatten, wenn ein Augur die Auspizien deutete. Unter findigen Politikern war dies eine beliebte Methode, die Regierungsgeschäfte zu blockieren, was jedoch nur in Einzelfällen länger als ein oder zwei Tage gelang, auf keinen Fall aber für die Dauer eines ganzen Konsulats.

»Caesar hat ihn einfach ignoriert und alleine weitergemacht. Ist dir aufgefallen, daß das *Gaius* und das *Julius* inzwi-

schen weggefallen sind und ihn jeder nur noch Caesar nennt? Einige Leute stören sich sehr daran.«

»Mit Recht«, sagte ich. »Nur Könige und Sklaven werden mit nur einem Namen angeredet. Und irgendwie kann ich mir nicht vorstellen, daß Caesar sich für einen Sklaven hält.«

»So ist es. Liebenswürdigerweise hat Caesar den Senat auch überredet, die Einsetzung Seiner Majestät als König von Ägypten und Freund und Verbündeten des römischen Volkes zu ratifizieren.« Bei diesen Worten verströmte er tiefe Genugtuung.

Ich verkniff mir die Frage nach der Belohnung, die Ptolemaios gezahlt haben mußte; ich wußte, sie mußte riesig gewesen sein. Aber wieviel auch immer es gewesen sein mochte – der Preis war nicht zu hoch. Von nun an konnte niemand mehr in Ägypten einfallen, ohne damit gleichzeitig auch Rom den Krieg zu erklären, und kein Usurpator konnte Ptolemaios beiseite schaffen, ohne den Römern einen Vorwand zu liefern, Ägypten zu annektieren. Ich kam auf den vorherigen Punkt zurück.

»Du sagst, Bibulus sei gewaltsam vom Forum vertrieben worden. War Clodius zufällig mit von der Partie?«

»Wer sonst? Sein Mob unterstützt Caesar und die Partei der Popularen.«

»Was ist mit Milo?«

»Sie befehlen und prügeln sich, aber zur Zeit ist Clodius' Stern im Aufsteigen begriffen. Milo hat sich mit Cicero verbündet, der in diesem Moment wahrscheinlich gerade seine Siebensachen packt. Wenn Clodius sein Amt als Tribun antritt, steht die Vertreibung Ciceros ins Exil ganz oben auf seiner politischen Tagesordnung, wobei er die Hinrichtung der Catilinarischen Verschwörer als Vorwand benutzen will.«

»Sie war notwendig«, erklärte er unbehaglich. Auch mir hatten diese Hinrichtungen nicht gefallen, aber dieses eine

Mal war ich mit Cato einer Meinung gewesen: Es war töricht, eben jenen Männern den Schutz der Verfassung zu gewähren, die versucht hatten diese Verfassung gewaltsam zu stürzen.

»Mich brauchst du davon nicht zu überzeugen«, sagte Lias. »Es ist nur ein Vorwand. Cicero hat sich mit all seinen juristischen und politischen Möglichkeiten gegen Clodius' Übertritt zum Plebs gewehrt, und die sind beträchtlich. So etwas vergißt Clodius nicht.« Er trank einen Schluck Wein und stellte den Becher beiseite. »Aber Caesars Amtszeit neigt sich ihrem Ende zu und die Ereignisse in Gallien brennen ihm unter den Nägeln.«

»Ich war einmal mit einer Gesandtschaft unter Creticus' Leitung dort, kurz vor unserer Mission in Alexandria. Die Menschen in Gallien sind sehr unzufrieden mit uns.«

»Es sind unaufgeklärte Barbaren. Die Verbündeten Roms fallen ab und schließen sich denen an, die sich einer römischen Expansion in freies gallisches Territorium widersetzen.«

»Das kann man ihnen kaum verübeln. Den freien Stämmen, meine ich. Wenn es darum geht, sich das Gebiet anderer Völker einzuverleiben, sind wir Römer hin und wieder ein wenig salopp vorgegangen. Aber das ist noch lange kein Grund, daß unsere Verbündeten uns den Rücken kehren.«

»Es gibt allerdings einen neuen Faktor«, sagte Lias, der die Geschichte aus purem Vergnügen, mich nach immer neuen Einzelheiten fragen zu lassen, spannend machte.

»Ein neuer Faktor? Doch nicht etwa eine Invasion von dieser Insel im Norden. Britannia oder wie immer sie heißt?«

»Oh, nein. Die Ostgallier bekämpfen sich schon seit etlichen Jahren untereinander.«

»Ich weiß. Die eine Fraktion wird von den Aeduern angeführt, die andere von den Avernern, soweit ich weiß. Die Situation dort ändert sich so schnell, daß es schwer ist auf dem laufenden zu bleiben.«

»An der Grundkonstellation hat sich noch nichts geändert. Doch angeblich befinden sich die Averter auf der Verliererstraße, so daß sie dummerweise beschlossen haben, daß sie, nun ja... Verbündete brauchen.«

Ich ließ beinahe meinen Becher fallen. »Jupiter steh uns bei! Du meinst, die Germanen haben den Rhein wieder überschritten?«

»Es sieht ganz so aus. Bisher sind es nur Söldner, doch sie haben einen neuen und offenbar ehrgeizigen Heerführer, einen gewissen Ariovist. Als ich zuletzt von ihm hörte, hielt er sich noch östlich des Rheines auf, aber meine Quellen berichten, daß möglicherweise mehr als einhunderttausend germanische Krieger am Westufer des Rheines lagern, und die Germanen haben schon seit langem ein begehrlisches Auge auf die fruchtbaren Ländereien Galliens geworfen.«

Ich stöhnte auf. Es gab drei Sorten von Ausländern: Witzfiguren wie die Ägypter und Syrer, gefährliche Witzfiguren wie die Gallier. Und dann gab es noch die Germanen, die schlicht furchterregend waren.

»Der Senat wird Caesar doch wohl kaum mit dem Mandat nach Gallien schicken, die Germanen zurückzuschlagen?«

»Auf keinen Fall. Ich vermute, daß Caesar zunächst dafür sorgen wird, daß die Helvetier nicht in römisches Territorium einbrechen, was man schon seit Jahren befürchtet. Er kann ja schlecht bis zum Rhein marschieren und sie in seinem Rücken zurücklassen. Ich denke, er hat vor, erst einmal die Helvetier zu vernichten und sich dann nach Nordosten zu wenden, um sich die Germanen und ihre gallischen Verbündeten vorzunehmen.« Er lächelte mir bescheiden zu. »Aber das ist natürlich nur meine ganz persönliche Theorie, und ich bin beileibe kein Militärexperte.«

Lisas beobachtete die Welt aus seiner Botschaft heraus, aber er wußte, wie man eine Landkarte deutete, und begriff

globale politische Zusammenhänge. Ich hatte wenig Zweifel, daß er der tatsächlichen Situation sehr nahe gekommen war. Das römische Staatsgebiet erstreckte sich zwar nicht bis zum Rhein, aber seit Generationen galt dieser Fluß als unsere inoffizielle Grenze. Wenn die Germanen den Fluß überschritten, war das ein feindlicher Akt.

»Niemand ist je reich davon geworden, die Germanen zu bekämpfen«, sagte ich. »Im Vergleich dazu sind die Gallier ein wohlhabendes Volk.«

»Aber man kann Ruhm und Ehre gewinnen«, bemerkte Lissas. »Und wer war der letzte Römer, der die Germanen besiegt hat?«

»Marius«, erwiderte ich. »Bei Aquae Sextiae und Vercellae.«

»Und was ist Caesars sehnlichster Wunsch, wenn nicht, der neue Marius zu sein? Während seiner ganzen politischen Karriere hat er die Populares umworben und immer wieder betont, daß Marius sein angeheirateter Onkel war.«

»Das klingt logisch«, räumte ich ein. »Aber es erstaunt mich, daß ein Mann wie Caesar glaubt, er könnte die Germanen bezwingen! Soviel machen ein paar Siege in Spanien nun auch nicht her. Als Marius diese Schlachten geschlagen hat, hatte er seine Legionen praktisch aus dem Nichts aufgebaut und sie über zwanzig Jahre von Sieg zu Sieg geführt. Man kann nicht einfach als neuer Prokonsul das Kommando über altgediente Legionen übernehmen und gleich derartige Leistungen und Loyalität erwarten.« Als ich das sagte, wußte ich schon, daß ich wahrscheinlich falsch lag. Alle, einschließlich meiner Person, hatten Caesar jahrelang unterschätzt.

»Caesar ist ein Genie, wenn es darum geht, das einfache Volk zu überzeugen. Und einfachere Männer als Legionäre gibt es kaum. Sie sind die mächtigste Streitmacht der Welt, mächtiger als Politiker und Konsuln, mächtiger auch als der

Senat. Marius wußte das, genau wie Sulla, während Pompeius das nie begriffen hat, weswegen sein Stern auch im Sinken begriffen ist.«

Als ich mich von Lisas verabschiedete, faßte er meinen Arm und führte mich zur Tür.

»Decius, mein Freund, es ist mir stets ein Vergnügen, dich zu treffen, doch ich hatte dich nicht vor Ablauf von Clodius' Tribonat Ende nächsten Jahres zurück erwartet.« Er hatte mir ein paar Hintergrundinformationen geliefert und erwartete jetzt, daß ich mich für diesen Gefallen revanchierte.

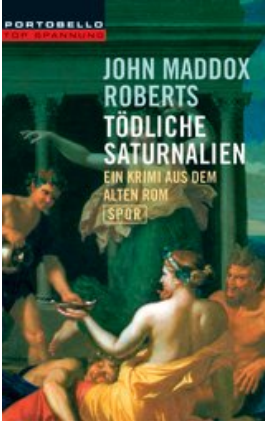
»Ich muß gestehen, daß ich ebenso überrascht war wie du. Der Ruf erreichte mich auf Rhodos völlig unvorbereitet. Es hat etwas mit Celers Tod zu tun.«

Seine Augen leuchteten in verschwörerischem Entzücken auf. »Ein überaus bedeutender Mann. Sein vorzeitiges Ableben hat uns tief getroffen. Deine Familie erwartet von dir, daß du in dieser Sache deine... einzigartigen Talente zum Einsatz bringst.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, warum sie mich sonst hier haben wollten. Ich bin nicht unbedingt der Liebling meiner Verwandtschaft.«

»Aber du hast eine strahlende Zukunft vor dir«, erklärte er überschwenglich. »Ich bin sicher, daß du in zehn bis zwanzig Jahren der berühmteste aller Meteller sein wirst. Solange du in Rom bist, mußt du mich möglichst oft besuchen. Vielleicht kann ich dir helfen. Ich bekomme so einiges mit.« Und natürlich wollte er, daß ich ihm berichtete, was mir möglicherweise zu Ohren kam, ein durchaus gerechter Handel.

Seinen Weissagungen über meine strahlende Zukunft schenkte ich indes ungleich weniger Vertrauen. Zur damaligen Zeit konnte man im römischen Gemeinwesen nur durch militärische Ruhmestaten oder extreme Langlebigkeit Ruhm und Bedeutung erlangen (wobei Cicero nur die sprichwörtli-



John Maddox Roberts

Tödliche Saturnalien

Ein Krimi aus dem alten Rom - SPQR

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-55379-2

Portobello

Erscheinungstermin: Juni 2004

Decius Caecilius Metellus kehrt nach Rom zurück, um seinem verstorbenen Verwandten Celer die letzte Ehre zu erweisen. Als das Gerücht aufkommt, Celer sei von seiner Frau Clodia vergiftet worden, forscht Decius nach und findet sich schnell in der geheimnisvollen Welt der Hexen und Wahrsagerinnen wieder. In dieser dunklen Welt steht sein Leben bald auf dem Spiel

...